Zeitschrift: Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik
Herausgeber: Widerspruch
Band: 11 (1991)
Heft: 21

Artikel: Die Hälfte des (geteilten) Himmels : die "Ausländerin"
Autor: Kalpaka, Annita
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-651734

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Annita Kalpaka

Die Hälfte des (geteilten) Himmels: die "Ausländerin"

Die Bilder vom "Anderen" sagen mehr über uns selbst aus als über diejenigen, die damit beschrieben werden sollen. Die Analyse solcher Bilder (und impliziter Selbstbilder) kann bei der Untersuchung von Wirkungsweisen des Rassismus und insbesondere der subjektiven Funktion von Rassismus sehr aufschlussreich sein. Es geht mir im folgenden nicht darum, die weisse deutsche, schweizerische etc. Frau (1) als rassistisch zu entlarven, sondern darum, aufzuzeigen, wie Frauen ungewollt und unbewusst Herrschaftsverhältnisse akzeptieren und stützen. Es geht also ums Begreifen, wie solches Akzeptieren zustandekommt hinter unserm Rücken, und es geht schliesslich um Möglichkeiten der Veränderung.

"Anders" und "gleich"

In verschiedenen theoretischen Arbeiten ebenso wie im Alltagsverständnis begegnen wir verschiedenen Konstruktionen des "Ausländers", des "Anderen", der "anderen Kultur". Zwei sind am häufigsten: Die Konstruktion der Anderen als "anders", und die Konstruktion der Anderen als "gleich". Beide Konstruktionen haben eine wichtige Funktion für die Selbstdefinition: Wird die "Ausländerin" als gleich gesehen, dann ist sie normal, hat nichts, was einem selbst fehlt, ist nicht zu beneiden um etwas und auch nicht mehr bedrohlich. Oder aber sie ist gleich, weil sie sich den Verhältnissen angepasst, angeglichen hat und wird nun dafür gelobt, oder man findet es schade, dass sie ihre "Natürlichkeit" verloren hat.

Wenn sie als "anders" gesehen wird, dann hat sie entweder etwas Beneidenswertes (zum Beispiel starke Emotionalität) oder Bemitleidenswertes (zum Beispiel Heimatlosigkeit) oder Bedrohliches – aber sie hat ebenfalls ihren Ort. Sie ist fixiert auf eine fremdbestimmte Identität – mit positiven oder negativen Charakteristika –, und zugleich ist man selber fixiert auf eine bestimmte Identität. Überschaubarkeit ist wieder hergestellt, alles ist "in Ordnung". Die eigene Begrenztheit und das eigene So-Sein sind damit bestätigt und akzeptiert.

Genau dieser Mechanismus, der Frauen einen bestimmten Ort zuweist, wird von feministischen Frauen als herrschaftsstabilisierend bekämpft. Sie bedienen sich jedoch desselben Mechanismus, wenn sie beispielsweise die Dritt-Welt-Kämpferin bewundern oder die türkische Mutter und Hausfrau bemitleiden und dabei jeweils nur eine ganz bestimmte Funktion der Anderen wahrnehmen. Ist die Andere wider Erwarten doch keine Freiheitskämpferin, so wird sie halt zur Unterdrückten, Nichtemanzipierten schlechthin erklärt. Nebenbei wird dadurch das hiesige Patriarchat der schärfsten Kritik

entzogen, weil ja das "fremde" noch schlimmer ist.

Gleichheit und Gemeinsamkeit

Oft wird – bewusst oder unbewusst – eine Strategie der Gemeinsamkeit, verstanden als Gleichheit, propagiert: Wir sind alle gleich als Frauen, weil wir alle vom Patriarchat unterdrückt werden; wir müssen uns deshalb zusammenschliessen und es gemeinsam bekämpfen. Dieser Standpunkt ist zwar berechtigt, verschweigt aber die Tatsache, dass es auch unter Frauen Machtverhältnisse gibt, die nicht dadurch überwunden werden, dass man gemeinsam unter einer andern Form der Unterdrückung leidet. In der deutschen, der schweizerischen Gesellschaft haben zum Beispiel wir Frauen aus den ethnischen Minderheiten nicht die gleichen Rechte, nicht den gleichen Zugang zu Ausbildungsplätzen und Jobs wie die Frauen der ethnischen Mehrheit; doch Machtverhältnisse unter Frauen, die daraus entstehen, werden in dieser Strategie der Gemeinsamkeit verschwiegen, beziehungsweise geleugnet.

Meine *These* lautet also: Die Postulierung von Gemeinsamkeiten, wo in Wirklichkeit Machtverhältnisse bestehen, unterdrückt die Bedürfnisse und Interessen derjenigen, die sich in der untergeordneten Position befinden. Werden solche Machtverhältnisse von uns thematisiert, dann werden sie von Frauen der ethnischen Mehrheit sehr oft geleugnet mit dem Hinweis, Frauen hätten sowieso keine Macht, "kein Vaterland". Wir sollen folglich nicht nur gleich sein, sondern auch gleich machtlos. Dies ist jedoch keine geeignete Basis zum Kämpfen – weder getrennt noch gemeinsam. Ausserdem ist es wiederum eine Vereinseitigung von Frauenidentität: Machtlosigkeit wird zu einem Merkmal von Frauen, nicht zum Zeichen eines gesellschaftlichen Zustands, den wir verändern wollen und teilweise schon verändert haben. Auf theoretischer Ebene kommt dieser Standpunkt in jenen Theorien zur Geltung, die Sexismus als die wichtigste Form von Unterdrückung der Frauen sehen und Rassismus entweder damit gleichsetzen oder als ihm untergeordnet betrachten. Ich sehe Sexismus und Rassismus hingegen als eigenständige Unterdrückungsformen, die miteinander verwoben sind; deshalb geht es auch nicht darum, zu fragen, wer am meisten unterdrückt sei, deutsche oder eingewanderte Frauen, und auch nicht darum, welches Machtverhältnis letztlich am bestimmendsten sei. Rassismus ist selbst zwischen eingeborenen und eingewanderten Frauen ein strukturierendes Prinzip. Ich plädiere deshalb dafür, alle Unterdrückungsformen in die Analyse miteinzubeziehen, um nicht in neue Reduktionismen zurückzufallen.

Die Betonung von und die Suche nach Gemeinsamkeiten hat aber nicht nur die Funktion, über Machtverhältnisse zwischen Frauen zu schweigen, sondern hat weitere Ursachen. Ein Grund ist die Angst vor Spaltung. Natürlich ist die Konstruktion und Betonung von Unterschieden ein Herrschaftsinstrument von oben, um Gruppen und Bewegungen zu spalten. Es ist allerdings fraglich, ob im Gegenzug eine künstlich hergestellte Gemeinsamkeit ein geeignetes Mittel gegen Spaltungen ist. In einer Gemeinsamkeit, die

Gleichheit unterstellt, wird ja ein Teil der Anderen fremdartikuliert und ein Teil des Eigenen verleugnet, nämlich der, Widersprüche in der Definition der eigenen Identität zuzulassen. Jener Teil der Bedürfnisse, der anders ist, wird ignoriert. Nur diejenigen Bedürfnisse und Interessen, die von allen Frauen gleichermassen erkannt (oder verkannt) werden, haben eine Chance, anerkannt zu werden.

Die Strategie der Gleichmacherei legitimiert auch die Tatsache, dass die deutsche Frauenbewegung sich mit dem Thema Einwanderung kaum auseinandersetzt. Zum einen sind nur sehr wenige eingewanderte Frauen in der Frauenbewegung aktiv, oder dann sind sie eben gleich-gemacht. Auch die Rolle deutscher Frauen in Projekten für "Ausländerinnen" muss nicht befragt werden, weil sich unter Gleichen solche Fragen gar nicht stellen.

Rassenkonstruktion und Rassismus

Rassenkonstruktion nenne ich mit R. Miles einen Prozess, in dem vermeintliche oder existierende körperliche Merkmale mit bestimmten Eigenschaften und Verhaltensweisen verknüpft werden und dadurch letztere als natürliches Resultat einer bestimmten Abstammung erscheinen lassen. Eine auf diese Weise als "Rasse" konstruierte Gruppe wird für eine "von Natur aus" existierende Gruppe gehalten, die sich biologisch reproduziert (Miles 1989, 357). Gesellschaftliche Verhältnisse werden so naturalisiert. Wird die als andere "Rasse" konstruierte Gruppe im Vergleich zu der eigenen als minderwertig beschrieben und führt diese behauptete Minderwertigkeit dazu, dass zum Beispiel EinwanderInnen Rechte verweigert oder sie in untergeordnete Positionen und Berufe abgedrängt werden, dann handelt es sich um Rassismus. Ich rede also erst von *Rassismus,* wenn die behaupteten Eigenschaften als minderwertig dargestellt werden *und* wenn die Gruppe, die eine andere als "Rasse" konstruiert, die Macht hat, ihre Definition gesellschaftlich durchzusetzen.

Beides trifft zu bei der Diskriminierung von EinwanderInnen in der BRD (Kalpaka/Räthzel 1990, 14ff). Rassismus ist in der *Gesetzgebung* verankert, zum Beispiel im *Staatsangehörigkeitsgesetz.* Darin wird das deutsche Volk als eigene "Rasse" konstruiert, ohne dass dies offen gesagt wird. Ohne den Begriff "Rasse" zu benutzen, wird Deutschsein aufgrund von Abstammung definiert. Wie man an der Aus- und Übersiedlungsdebatte verfolgen konnte, ist "deutsches Blut" deshalb mit Rechten verbunden, die EinwanderInnen nicht haben können, auch wenn sie in Deutschland geboren sind. Aber auch andere *deutsche Gesetze* sind rassistisch, zum Beispiel das *Ausländergesetz.* Es liefert die rechtliche und politische Grundlage dafür, die Bevölkerung dieses Landes in "deutsche Bürger" und "Ausländer" zu teilen, um den "Nicht-Deutschen" elementare Rechte vorzuenthalten und sie von Sozialleistungen auszuschliessen. Die Neufassung des Ausländergesetzes, die am 1.1.1991 in Kraft getreten ist, hat dies nochmals verschärft.

Rassenkonstruktion und Rassismus gehören aber auch zum *Alltag* und werden, bewusst oder unbewusst, in alltäglichen Denk- und Handlungswei-

sen (in den Bildern, die sich die Leute vom "Ausländer" machen) oder durch die Alltagskultur (in Kinderliedern, Schlagern, Geschichten, Comics, in der Alltagssprache etc.) reproduziert. In alltäglichen Handlungen und Umgangsformen werden die Bilder vom Anderen und gleichzeitig die Bilder des Selbst entworfen und bestätigt. Diese Konstruktionen haben eine Doppelfunktion: Sie legen die "Fremden" fest (durch negative oder positive Zuschreibungen) und dienen gleichzeitig der Selbstdefinition. So werden zum Beispiel "AusländerInnen" immer wieder als "Rasse" konstruiert, indem man ihnen bestimmte, meist minderwertige oder bestenfalls dysfunktionale Charakteristika zuschreibt.

Die "Kopftuchtürkin", die sich dem Islam und dem Patriarchat unterwirft, nur im Familienverband existieren kann, viele Kinder hat und rückständig denkt, ist ein gängiges Bild, welches weisse Frauen immer wieder konstruieren. Als positiv gewertet wird daran, dass die "Ausländerin" emotional, herzlich und kinderfreundlich sei. Solche Bilder der Andern stellen– verknüpft mit Macht– eine gängige Form des alltäglichen, oder besser: selbstverständlichen Rassismus dar. In der aktuellen Diskussion, auch bei der Konstruktion von Bildern der Andern im Alltag, geht es freilich nicht um "Rassen", sondern um "andere Kulturen". Kulturen werden dabei ebenfalls naturalisiert, das heisst als statische, unveränderbare Konstrukte, als Natureigenschaften von Menschen gedacht und nicht als das Ergebnis menschlicher Praxis unter bestimmten historischen, sozialen, politischen Bedingungen. Die Kulturen der ethnischen Minderheiten, als statisches, monolithisches Gebilde gedacht und auf einige Sitten, Gebräuche und Wertvorstellungen reduziert, die monokausal aus der ethnischen Herkunft erklärt werden, werden dann als minderwertig dargestellt, wobei die ethnische Mehrheit die Macht hat, ihre Definition durchzusetzen und entsprechende Massnahmen folgen zu lassen. So begegnen uns Anpassungsmassnahmen in Einrichtungen wie Kindergärten und Schulen, die den Kindern von EinwanderInnen helfen sollen, den "Entwicklungsstand" der ethnischen Mehrheit zu erreichen. Ähnliche Massnahmen gibt es bei Frauenprojekten. Auch in der Forschung ist die "Ausländerin" und ihre Kultur schon mehrfach konstruiert und nach den aus dieser Perspektive entwickelten Fragestellungen ausgiebig erforscht worden, zum Beispiel als Defizitwesen, als bildungspolitisches Problem, als blosses Opfer des Patriarchats usw. – meist von ForscherInnen der ethnischen Mehrheit.

Zur Funktion der Bilder der Anderen

Rassismus funktioniert nach der Logik der Entgegensetzungen. Wenn weisse deutsche Frauen für die Emotionalität der "Ausländerin" schwärmen und bedauern, dass ihnen als den "Rationalen" diese Eigenschaft abhanden gekommen sei, dann merken sie gar nicht, dass sie sich dieser rassistischen Logik bedienen. Dieser Mechanismus der Entgegensetzungen ist wie beim Sexismus herrschaftsstabilisierend. Indem man ihn als gegeben hinnimmt, ordnet man sich unter. Entweder indem man die in dieser Gesellschaft als Norm

geltende Form der Rationalität als unveränderlich übernimmt. Oder indem man als Widerstand gegen diese herrschende Vorstellung die (eigene oder die der "Ausländerin" zugeschriebene) Emotionalität überbetont. Damit aber nehmen Frauen oft genau den Platz ein, der für sie in patriarchalen Strukturen vorgesehen ist und reproduzieren auf diese Weise ein Herrschaftsverhältnis, gegen das sie ursprünglich ankämpfen wollten. Dadurch werden den eigenen gesellschaftlichen Handlungsmöglichkeiten selbst Grenzen gesetzt, beziehungsweise werden die gesetzten Grenzen akzeptiert.

Die Zuschreibungen durch Männer, die Zuweisung eines bestimmten Ortes für uns Frauen lehnen feministische Frauen zu recht ab. Zugleich zeigen sie sich in fataler Weise bereit, dieses Machtspiel mit der "Anderen" fortzuführen. Festlegungen wie die oben beschriebenen ermöglichen es deutschen, Schweizer Frauen, einen Machtzuwachs leben zu können. Sind die EinwanderInnen emotional zwar bewundernswert, ansonsten aber hilflos und rückständig, so muss ihnen geholfen werden, in dieser Gesellschaft zurechtzukommen. Die deutsche, die Schweizer Frau wird dadurch gegenüber der eingewanderten die Handelnde.

Deshalb müssen Frauen aus ethnischen Minderheiten zuweilen ihr Recht auf Autonomie und Selbstbestimmung auch gegenüber deutschen und Schweizer Frauen erkämpfen, oft sogar mit Argumenten, die eingeborene Frauen zu recht gegenüber Männern vorbringen. Die Auseinandersetzungen weisen Parallelen auf, wenn zum Beispiel immer noch darüber gestritten werden muss, dass weisse deutsche Frauen, auch feministische, nicht über EinwanderInnen forschen sollten, sondern es diesen selbst überlassen müssten, oder dass sie keine Projekte für EinwanderInnen leiten sollten – Frauenforschung von Männern ist ja mittlerweile zu recht obsolet geworden.

Letztlich unterwirft sich die auf diese Weise handelnde weisse Frau aber Machtstrukturen, die nicht eine Machtposition bedeuten, die eigenen Lebensbedingungen kontrollieren zu können, sondern eine, die Spaltungen reproduziert und die herrschende Macht dadurch stabilisiert, dass andere in untergeordneten Positionen bleiben. Der kurzfristige Nutzen untergräbt die langfristigen Ziele.

Ein Ausbrechen aus dieser Logik der Machtstabilisierung und Spaltungen hiesse unter anderm, dem scheinbaren Zwang, sich der einen oder anderen Seite zuordnen zu müssen, entgegenzutreten und die Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit von Selbstbildern zur Kenntnis zu nehmen. So würde das Interesse deutscher Frauen am Anderssein und Andersbleiben der Einwanderinnen überflüssig, was sich für sie selbst befreiend auswirken könnte.

Und die Einwanderin?

Frauen aus ethnischen Minderheiten werden nicht nur von aussen als "anders" definiert, sondern definieren sich auch selbst als "anders", beziehungsweise definieren die Deutschen als "anders". Manchmal übernehmen sie diese Zuschreibung als "anders" mit all ihren negativen Konnotationen und halten dadurch sogar Diskriminierungen gegenüber ihnen selbst für legitim.

Anderseits findet sehr oft ein analoger Prozess der Selbstdefinierung und der Definition der andern statt, wie ich ihn bei Frauen der ethnischen Mehrheit analysiert habe. Durch Diskriminierung und Rassismus wird jedoch diese Suche nach Gemeinsamkeiten in der als eigen definierten oder konstruierten Gruppe forciert. Dadurch wird das Anderssein "von unten" definiert und als Demonstration einer kollektiven Identität unter diskriminierenden Lebensbedingungen im Rahmen einer Befreiungsperspektive eingesetzt. Der Migrationsprozess, die Migrationserfahrungen wirken sich auf das Selbstbild aus; und ich behaupte nun, dass EinwanderInnen, trotz negativer Migrationserfahrungen, gleichzeitig Schritte gemacht haben zur Aufbrechung des festgefügten Selbstbildes. Durch die Migration erleben sie sich anders als bisher, müssen unter neuen Bedingungen überleben, Fähigkeiten ausprobieren, die Eingeborene nie benützen mussten. Die problematische These, Einwanderer würden "zwischen zwei Kulturen" leben, muss deshalb abgewandelt werden: sie leben *in* mehreren Kulturen. Diese Tatsache wird weder in der Theoriebildung noch im Alltagsdenken berücksichtigt; deshalb die als selbstverständlich angesehene Forderung, EinwanderInnen hätten sich zu entscheiden, wo sie hingehörten, oder aber die Aufforderung, die eigene, "fremde" Kultur und Identität zu bewahren.

Reden über die Andere, die Andere kennenlernen, die Andere anpassen

Die Diskussion über unsere Identitätsprobleme, so wie sie seit Jahren geführt wird, unterstellt, dass zum Beispiel Deutsche oder Schweizer keine Identitätsprobleme hätten. Diese Debatte hat deshalb auch die Funktion, das Schweigen über sich selbst zu organisieren. Ein Bestandteil deutscher, schweizerischer Identitäten ist nämlich ihre Leugnung. Linke definieren sich nicht als deutsch, schweizerisch etc., weil sie entweder nichts damit zu tun haben wollen oder weil diese Frage angeblich nicht wichtig ist. Was aber muss geleugnet werden?

Wichtig scheint immer noch die Festlegung der Anderen zu sein: Einer Einladung nach Süddeutschland folgend, hatte ich in Kurzform den Inhalt meines geplanten Vortrags und Angaben zu meiner Person an die Organisatorinnen geschickt. Im Programm wurde eine Ergänzung vorgenommen: Vor meinen Namen wurde die Bezeichnung "Die Griechin ..." eingefügt und nahm dadurch einen hervorgehobenen Platz ein, während meine berufliche Tätigkeit in den Hintergrund rückte. Deutsche Frauen, die auf dem Programm der Veranstaltungsreihe aufgeführt waren, wurden mit ihrer Berufsbezeichnung vor ihrem Namen vorgestellt. Das Deutschsein ist in Deutschland das Selbstverständliche und muss nicht erwähnt werden, während das Andere, Nicht-Deutsche explizit hervorgehoben werden muss.

Wenn man sich nicht oder nicht vordringlich aufgrund der ethnischen Herkunft definiert, dann wird dies nicht hingenommen. Tut man es explizit, so sieht man sich oft mit dem Vorwurf des Nationalismus konfrontiert. Dass das Deutsche selbst in solchen Kreisen explizit benannt wird, zeigt, dass Deutschsein offenbar doch wichtiger ist, als sie wahrhaben wollen. Ethni-

sche Selbstvergewisserung ist wohl ein identitätskonstituierendes Moment, welches unter Bedingungen von Migration und Marginalisierung oft besondere Bedeutung erlangt. Es ist freilich nicht das einzige. Dennoch wird man als erstes danach gefragt. Den Rest können sich die solcherart Belehrten dann selber denken, beziehungsweise auf vorhandene Bilder und Assoziationsketten zurückgreifen. Auf die Frage nach dem Sinn ihrer Ergänzung antworteten mir die Organisatorinnen der oben geschilderten Veranstaltung: "Damit sich die Leute etwas darunter vorstellen können." Meine Identität als "Griechin" wurde also zu einer unveränderbaren Eigenschaft; dabei ist das Unveränderbare nur die Tatsache, zufällig in einem bestimmten Land geboren worden zu sein.

Indem wir EinwanderInnen über unsere Identität reden, unsere Kulturen präsentieren, tragen wir auch zum Schweigen über die Verhältnisse bei. Wir übernehmen die uns vorgegebenen Fragen und stellen oft selbst "Identität" als einen Zustand dar mit Folgen, die von den Herrschaftskulturen bestimmt werden, und nicht als einen Prozess, der unter konkreten Lebensbedingungen stattfindet. Unsere Selbstdarstellungen bleiben meistens hinter den gemachten Erfahrungen mit unseren widersprüchlichen und vielfältigen Identitäten zurück. Selbstbilder und gesellschaftliche Erfahrung klaffen auseinander.

Die Sorge sowohl aus linker wie rechter Ecke, "Ausländer" würden ihre Identität verlieren, verleitet zur Forderung nach Integration bei Beibehaltung der kulturellen Identität. Die Forderung ist ziemlich widersprüchlich: Pass Dich an, aber doch nicht so sehr, dass die Grenzen zwischen "uns" fliessend werden!

Die Forderung nach Anpassung und Integration hat auch den Effekt, dass sie die deutschen, schweizerischen Lebensweisen als richtig bestätigt. Sie unterstellt zugleich, dass die Lebensweisen von EinwanderInnen unterentwikkelt beziehungsweise dysfunktional sind für das Leben in dieser Gesellschaft. Sowohl die Integrations- wie die Bewahrungsforderung sprechen gleichzeitig beide Seiten an; sie rufen die ethnische Minderheit wie die ethnische Mehrheit "zur Ordnung" auf.

Die Anwesenheit von EinwanderInnen mit anderen Fähigkeiten (zum Beispiel Kenntnisse anderer Sprachen), Bedürfnissen oder Interessen stellt zwangsläufig festgefügte, traditionelle Lebensweisen in Frage. Das Auftauchen anderer Lebensweisen ist eine Bedrohung für das eigene, mühsam hergestellte Gleichgewicht von Widerstand und Anpassung. Es lässt an der Sinnhaftigkeit des eigenen Lebens, auch an der Notwendigkeit der erbrachten Anpassungsleistungen zweifeln. Widerstand und Anpassung sind eng miteinander verknüpft in der Art und Weise, wie man sich die eigene Handlungsfähigkeit in einer herrschaftlich strukturierten Gesellschaft erarbeitet und aufrechterhält: Sie ist immer Handlungsfähigkeit in den gegebenen Strukturen, also auch ein Stück weit Anpassung an diese. Gleichzeitig aber entwickelt man widerständige Lebensformen, die dem Leben einen eigenen Sinn geben; so entstehen widersprüchliche Interessen, Bedürfnisse, Gefühle. Diese Gleichzeitigkeit von Widerstand und Unterwerfung lässt sich je-

doch nicht erkennen, wenn man im Konzept einer festgefügten und eindeutigen Identität verfangen bleibt; dann reproduziert man vereinseitigte, vereindeutigte Selbstbilder ebenso wie Bilder der anderen. Weil sich feministische Frauen oder in der Dritt-Welt-Solidaritätsarbeit engagierte Leute als rein widerständige Personen, als politische Subjekte ohne Widersprüche empfinden, fühlen sie sich über jeden Verdacht erhaben, rassistisch zu sein.

Anpassungsforderungen beziehen sich oft, je nach Standpunkt, auf konservative oder progressive Lebensvorstellungen, unter Frauen beispielsweise auf feministisch emanzipatorische Lebensvorstellungen. Ebenso häufig beziehen sie sich aber nur auf allgemeine Vorstellungen, die als "normal" gelten und die jeder, der dazugehören will, teilt, die also herrschende Norm geworden sind. Statt vorhandene Strukturen in Frage zu stellen und zu verändern, werden die "Fremden" zur Anpassung aufgefordert. Solche Strukturen werden auch durch widerständige Individuen reproduziert, zum Beispiel im Schulbereich, wo linke und engagierte LehrerInnen sich einerseits um die Integration von Migrantenkindern in die Schule bemühen, anderseits für die Veränderung des selben Schulsystems kämpfen.

In der hier beschriebenen Form lässt sich Rassismus als eine Form von *Selbstunterwerfung* begreifen. Er bietet eine Möglichkeit, die eigene Handlungsfähigkeit als Individuum aufrechtzuerhalten in einer durch Herrschaftsverhältnisse strukturierten Gesellschaft, die einem die Kontrolle über die eigenen Lebensverhältnisse entzieht. Er dient der Abwehr, die eigene Unterwerfung erkennen zu müssen und den Widerstand gegen die repressiven Strukturen zu richten, die für unveränderlich gehalten werden und die einen machtlos fühlen lassen.

Aus diesem hier beschriebenen Mechanismus folgt zwangsläufig, dass *Antirassismus* ein notwendiger Bestandteil jeder langfristigen Perspektive sein muss, die eine gleichberechtigte Gesellschaft anstrebt, und dass er in die jeweiligen Arbeits-, Lebens- und Politikbereiche eingebaut werden muss. Denn Antirassismus ist ein Element der eigenen Befreiungsperspektive. Antirassismus für die Anderen, für die armen "Ausländer", kann keine Befreiungsperspektive sein und kann auch nicht funktionieren. Er wird schnell zur paternalistischen, sozialarbeiterischen Attitüde verkommen, wie grösstenteils die "Ausländerarbeit" selbst. Man würde deshalb denken, dass sich die antirassistische Perspektive mühelos ins Projekt der Frauenbefreiung einbauen liesse. Doch die Mühen, die wir damit haben, lassen sich an einem weiteren Beispiel verdeutlichen.

Rassismus im Namen der Frauenbefreiung?

Bei der Bremer Frauenwoche kamen wir in einer Veranstaltung unter dem Titel "Rassismus als Thema für Feministinnen" auf die Frage der Gleichstellung von EinwanderInnen. Ich behauptete, rechtliche Gleichstellung wäre eine Voraussetzung, um gemeinsam (Deutsche und Eingewanderte) die Veränderung dieser Gesellschaft anzugehen, das heisst auch die dabei entstehenden Konflikte unter zumindest formal gleichberechtigten Bedingun-

gen austragen zu können. Diese Aussage wurde von Radikalfeministinnen kritisiert, die in einer solchen Gleichstellung eine Stärkung des "türkischen Patriarchats" in der BRD sahen. Die Gleichstellung, mit Wahlrecht und Verbesserung des aufenthaltsrechtlichen Status auch der türkischen Männer, würde die Position dieser "Machos" stärken und schon erkämpfte Rechte von Frauen gefährden. Die Türken würden ihre Frauen weiterhin unterdrücken können, sie weiterhin zum Verschleiern zwingen usw.

Das Beispiel ist sehr aufschlussreich und bedürfte einer genaueren Analyse, als ich sie hier leisten kann. Zu fragen ist vor allem, welche rassistischen Bilder vom Andern, vom "Ausländer=Türke=Macho=Frauenunterdrükker" als selbstverständlich angenommen werden. Zu fragen ist weiterhin, ob die sonst als universalistisch verstandenen Massstäbe, die zitiert werden, wenn es um Frauenunterdrückung geht und die das Überstülpen weisser Emanzipationsvorstellungen auf "unterentwickelte" Frauen legitimieren sollen, nicht auch für Männer gelten, denen elementare Bürgerrechte/Menschenrechte vorenthalten bleiben. Weiter: In welche Bilder werden die "Ausländerinnen" hier hineingezwängt? Sie werden als blosse Opfer der Männer, völlig unemanzipiert aufgefasst, ohne eigene Strategien gegen "ihr" Patriarchat, diesem restlos ausgeliefert. Und schliesslich: Welche Selbstbilder werden hier implizit transportiert? Die deutsche Frau ist feministisch, emanzipiert, lässt sich von einheimischen Männern nichts sagen; nebenbei wird gleich auch noch das hiesige Patriarchat als "gar nicht so schlimm" von seiner Unterdrückerrolle entlastet.

Der Staat, dem feministische Frauen das Recht und die Kompetenz absprechen, über sie, über ihren Körper, ihre Gebärfähigkeit zu bestimmen, gegen den sie explizit ankämpfen, scheint in diesem Fall ein willkommener Bündnispartner: Er soll eingreifen, Rechte verweigern, Menschen abschieben, um feministische Positionen und Errungenschaften zu garantieren.

Ich versuchte in der folgenden Diskussion aufzuzeigen, dass Einwanderinnen, gerade indem sie den Gesetzen ausgeliefert sind, die ihnen ein eigenständiges Aufenthaltsrecht verweigern, dazu gezwungen werden, etwa bei Misshandlungen in der Ehe bei ihren sie misshandelnden Ehemännern zu bleiben. Dennoch blieben diese Feministinnen bei ihrer Position; sie redeten als Frauen, ohne dabei zu reflektieren, dass sie auch Deutsche sind und in dieser Hinsicht Macht gegenüber EinwanderInnen besitzen. Ein rassistisches Argument wurde benutzt, um Rechte für deutsche Frauen zu verteidigen.

Im Endeffekt bewirkt diese Haltung, dass man sich gar nicht für die Gleichstellung einsetzt, nicht gegen das Ausländergesetz antritt. Die "Ausländerin" kann weiterhin Betreuungsobjekt deutscher Feministinnen bleiben. Ihre Forderungen, beispielsweise nach türkischen Frauenhäusern, nach einer Existenzberechtigung unabhängig von Mann und Familie, nach eigenen selbstorganisierten Frauenzusammenhängen, werden ignoriert. Die von Einheimischen dominierte Frauenbewegung braucht sich nicht zu hinterfragen und zu verändern. Die "Lösung" kommt vielmehr von oben.

Diese Verwicklung der Individuen in die Reproduktion von Herrschafts-

verhältnissen, ja, die freiwillige Zustimmung zur eigenen Unterwerfung, der "Nutzen", der daraus gezogen wird, macht es schwierig, den Rassismus zu bekämpfen. Aber in dieser Verwicklung besteht zugleich auch die Chance für Veränderungen. Denn die handelnden Individuen können *anders* handeln, wenn sie sich bestimmte Bedingungen dafür schaffen.

Um nochmals zu verdeutlichen: Rassismus ist für mich ein *gesellschaftliches* Macht- und Herrschaftsverhältnis, das zwar von den Individuen getragen und gestützt wird, aber nicht im individuellen Verhalten aufgeht. Eine Strategie gegen Rassismus muss deshalb eine Strategie für die Entwicklung *gesellschaftlicher Handlungsfähigkeit* sein. Sie muss die eigenen Interessen und Bedürfnisse berücksichtigen und den hier analysierten kurzfristigen "Nutzen" zugunsten einer erweiterten Handlungsfähigkeit aufgeben. Sie muss die Selbstverständlichkeiten hinterfragen, die einen selbst beherrschen und Widerstand dagegen organisieren.

Um dies alles in eine feministische, antirassistische Perspektive einzubauen, bedarf es einiger Anstrengungen. Die Gesellschaft, in der Rassismus entsteht, muss ins Zentrum der Untersuchung rücken und nicht die "Anderen", die Zielscheiben des Rassismus werden. Frauen und ihre Bewegungen müssen Einwanderinnen zur Kenntnis nehmen. Das heisst aber keineswegs, weiter von "aussen" über sie zu forschen, und es heisst auch nicht, mechanistisch irgendwelche Forderungen aus falsch verstandener Solidarität mit aufzunehmen. Es heisst umgekehrt, dass beispielsweise feministische Theorien und Forderungen nicht für das Ganze gehalten werden.

Eine Minimalforderung, über die als Grundvoraussetzung einer erfolgreichen antirassistischen Politik nicht verhandelt werden kann, ist die nach der rechtlichen und politischen Gleichstellung, nach der Gewährung von BürgerInnenrechten. Westliche Frauenbewegungen müssen erkennen, dass sie in einem Einwanderungsland leben, in dem Rassismus existiert, der sowohl gegen die eingewanderten Frauen als auch gegen die eingewanderten Männer gerichtet ist. Es muss also eine andere gesellschaftstheoretische und -politische Analyse entwickelt werden, erweitert um die Rassismus-Komponente, damit die eigene Gesellschaft, die es zu verändern gilt, besser begriffen wird. Und dies unabhängig davon, ob eingewanderte Frauen in der Bewegung aktiv sind, ob man welche kennt oder generell "Ausländer" kennt. Gleichzeitig muss die Fähigkeit entwickelt werden, Unterschiede nicht als unveränderliche Eigenschaften zu sehen, sondern als veränderbare. Dies würde auch für die eingeborenen Frauen befreiend wirken, die sich so ebenfalls als veränderbare begreifen könnten.

Was die "Andere" angeht, so könnte frau, wenn sie sich wieder einmal bei Zuschreibungen ertappt, sich die Zeilen aus dem Gedicht von Pat Parker, einer US-amerikanischen, schwarzen Feministin ins Gedächtnis rufen: "Erstens: Vergiss, dass ich schwarz bin. Zweitens: Vergiss nie, dass ich schwarz bin."

Anmerkung

1) Weisse deutsche beziehungsweise eingeborene Frauen nenne ich die Frauen der ethnischen Mehrheit, um auf das Machtverhältnis zwischen ihnen und denen, die Zielscheiben des Rassismus werden (beispielsweise schwarze Deutsche, oder Frauen aus ethnischen Minderheiten, die aber einen deutschen Pass besitzen) hinzuweisen. Für die Frauen aus ethnischen Minderheiten benutze ich unter anderm den Begriff Einwanderinnen, um auf die Tatsache der Einwanderung und damit gekoppelter Forderungen hinzuweisen. Hier geht es in den meisten Fällen auch direkt um sie. Der Begriff bleibt dennoch ungenau für jene Fälle, in denen schwarze deutsche Frauen, jüdische Frauen und geflüchtete Frauen zwar auch mitgemeint sind, sich aber zum Teil darin nicht wiederfinden. Genauer wäre es, all diese Gruppen von Frauen jedesmal einzeln zu erwähnen.

Literatur

Annita Kalpaka/Nora Räthzel: Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein. 2. Auflage, Leer 1990

Robert Miles: Bedeutungskonstitution und der Begriff des Rassismus. In: Das Argument 175, Berlin 1989, S.353-368

Robert Miles: Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs. Hamburg 1991